

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 18 (1928)

Heft: 4-6

Artikel: Die volkskundlichen Elemente in Nicolaus Sererhards "Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreien Bünden"

Autor: Staeger, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Die volkshundlichen Elemente
in Nicolaus Sererhard's „Einfalte Delineation
aller Gemeinden gemeiner dreien Bünden“.**

Von Max Staeger, St. Gallen—Basel.

Die Familie, der der Verfasser dieser bündnerischen Topographie angehört, stammt ursprünglich aus Zernez im Engadin. Sie nannte sich früher Erhard; einem hervorragenden Gliede wurde dann wahrscheinlich der Titel Ser verliehen, wobei dann dieser Titel und der Familienname in das eine Wort Sererhard verschmolzen. Spätere Angehörige dieses Geschlechtes haben sich auch Serardi genannt.

Über Nicolaus Sererhard selber ist nicht viel bekannt; verschiedene seiner Lebensumstände lassen sich aber aus seinem Werke erschließen. Er wurde am 5. Februar 1689 in Küblis als Sohn eines Pfarrers geboren. Seine Studien hat er 1706 bei einem Prediger zu Brusio im Puschlav gemacht (I 119_s). 1708 wurde er in die rätische Synode aufgenommen, war kurze Zeit Pfarrer in Malix (I 10_s) und wurde 1716 nach Seewis im Prättigau berufen, wo er bis zu seinem Tode (das Datum ist nicht bekannt) als Seelsorger amtierte.

Die „Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreien Bünden“ (= einfache Darstellung . . .) hat er im Jahre 1742 für einen Freund geschrieben, den Säckelmeister Leu in Zürich; dieser verfaßte damals ein großes Lexikon, und Sererhard lieferte ihm dazu die bündnerischen Artikel. Zu seinen Lebzeiten ist das Werk nicht gedruckt worden. Erst 1872 wurde es von Conradin von Moor zu Chur veröffentlicht, als 8. Publikation der Sammlung „Bündnerische Geschichtsschreiber und Chronisten“.

Sererhard will in seiner Arbeit in erster Linie eine ausführliche Topographie der drei Bünde geben. Er behandelt diese jeweilen nach den verschiedenen Hochgerichten, zählt die einzelnen Gemeinden auf, beschreibt sie nach geographischen und, soweit sie ihm bekannt sind, auch nach historischen Gesichtspunkten. Getreulich berichtet er auch über die sprachlichen und konfessionellen Verhältnisse. Er entpuppt sich dabei als eifriger Sittenprediger, und bei jeder sich bietenden Gelegenheit preist er die göttliche Allmacht und Vorsehung. Seine protestantische Gesinnung läßt er gern durchblicken; über die Katholiken, die er durchweg Papisten nennt, macht er sich wegen ihres Heiligen- und Reliquienglaubens etwas lustig, und er bezichtigt sie oft des Aberglaubens. Daß er aber selber auch nicht frei davon war, werden wir später in anderem Zusammenhange sehen.

Sererhard ist trotz seiner Leichtgläubigkeit ein denkender Kopf. Auf rationalistische, spekulative Weise sucht er rätselhafte Naturerscheinungen zu erklären, und er kommt dabei zu Resultaten, die uns heutige Menschen allerdings oft recht wunderbar anmuten. Außerst kühn ist er bei Aufstellung von Etymologien; eines mitleidigen Lächelns können wir uns da manchmal nicht erwehren. Da sich diese Arbeit auf das Volkskundliche zu beschränken hat, kann auf alle diese Dinge nicht näher eingegangen werden. — Wie andere Gelehrte jener Zeit, gebraucht auch Sererhard eine große Menge von Fremdwörtern; dazu gibt er viele wörtlich angeführte Zitate aus lateinischen Schriftstellern und der Bibel.

Für den Kulturhistoriker ist die Lektüre der „Einfalten Declination“ noch heute sehr anziehend und aufschlußreich. Sererhard hat nämlich in sein Werk eine reiche Fülle von „Merkwürdigkeiten“ eingestreut. Er berichtet uns sonderbare Anekdoten, Jagdgeschichten, Naturkatastrophen und wunderliche Rettungen. Er führt uns ein in die Lebensweise und den Volksglauben der Bündner; dabei überliefert er eine Menge von sagenhaften Motiven, Gespenster-, Hexen- und Schatzgräbergeschichten. Die Stellung, die Sererhard dazu nimmt, werde ich dann im einzelnen beleuchten.

Die Einteilung des Stoffes bot gewisse Schwierigkeiten; denn die Grenzen der einzelnen Teilgebiete sind, wie man sie auch immer ziehen mag, sehr fließend und gehen leicht ineinander über. Zuerst bringe ich einige charakteristische Züge aus dem Volksglauben und =aberglauben und gehe dann über zu den legendären und sagenhaften Motiven. Über eigentliche Volksbräuche berichtet Sererhard wenig. Wohl spricht er ausführlich über die Lebensweise der Hirten und Sennen, die er „Wildner“ nennt (I 45—48), und besonders der Engadiner (I 55—62). Für unsere Zwecke ist dies aber nicht von großem Belang.

1. Volksglaube und =aberglaube.

Zunächst einige einzelne Züge: Von selbst abgegangenes Vieh zu berühren, würde dem Prättigauer zur Schande gereichen, und man würde seine Gesellschaft meiden; das Geschäft des Schinders wird daher von den überall herumvagierenden Galankern aus dem Val Galanca besorgt (II 50—51). — Lämmer und Kälber, die im Schnee geworfen werden, dürfen von Menschenhand nicht berührt werden; denn dann erst würde ihnen die Kälte Schaden antun (I 76—77). Ebenso müssen junge Schwalben sterben, wenn sie von Menschen auch nur berührt werden (I 77—78).

Von einer Alp wird berichtet, daß sie jeweilen bis zum St. Verena-tag geleert werden müsse, sonst komme Unglück über die ganze Gabe (III 47).

Eine große Rolle spielen im Volksglauben der Teufel, die Hexen und Gespenster.

Der Teufel kann mancherlei Gestalten annehmen; gerne erscheint er in der Gestalt eines Weibes (III 99), um die Menschen zu verblenden. Von dem Gründer des Klosters Churwalden wird erzählt, er habe einst zusehen, wie einer Frau der Teufel durch Geigenspiel ausgetrieben werden konnte (III 78). Sererhard erblickt auch in grausamen blutrünstigen Menschen, wie z. B. Nero, Caligula und berüchtigten russischen Fürsten, Inkarnationen des Teufels, „Kuten in der Hand des Herrn, die Frommen zu züchtigen und zu demütigen, den Gottlosen hingegen zur Straf und einem Vorschmack dessen, was sie von den scharfen höllischen Nachrichtern dormalen einst zu erwarten haben“ (III 83).

Hexengeschichten führt Sererhard verschiedene an: Eine als Hexe verschrieene Frauensperson wird ins Gefängnis geworfen; sie kann sich daraus befreien; wie sie aber fliehen will, da wird sie von zwei Dämonen, die ihr in Gestalt von Geistlichen erscheinen, durch die Luft auf einen hohen Felsen getragen, wo sie drei Tage ausharren muß, bis sie von Holzern gerettet wird (I 9—10). — Hexen verwandeln sich auch in Tiergestalten. In Luzein trieb sich einst ein Wolf herum, dem lange Zeit nicht beizukommen war. Einem Tiroler gelang es durch einen Kunstgriff, ihn schließlich doch zu erlegen; an dem Platze, wo er erschossen wurde, fand man nur graue Menschenhaare und Blutstropfen; am andern Tage aber fand man ein altes, der Hexerei verdächtiges Weib verwundet in seiner Hütte vor, und man glaubte, daß dieses die Ursache der „Teufelsblendung“ gewesen sei (I 32). Mit dieser Geschichte ist eine ganz ähnliche verwandt: Auch in Obervaz trieb einst ein Wolf, den man einfach nicht erschießen konnte, weil die Flinten nie losgingen, sein Unwesen. Da ließ sich ein Tiroler ein Brett von einem verfaulten Sarg geben und steckte durch ein Astloch die Flinte; als man auf diese Weise den Wolf erlegen konnte, fiel ein Kapuziner in seiner Kutte heraus (I 30—31). Diese Wolfsgegeschichte bringt Sererhard in Verbindung mit den Zauberkünsten der Norweger und Lappländer, „daß nämlich solche unter ihnen seyen, die sich zu gewissen Zeiten in Wehr-Wölfe oder Bähr-Wölfe verwandeln, und hernach wieder Menschen-Gestalt bekommen“ (I 33₂). — Nach dieser Abschweifung wieder zurück zu den Hexen. In Seewis schoß einmal ein Mann

auf eine Kaze, die auf seinem Dache „blökte“, und da fiel eine verdächtige alte Weibsperson tot herunter (I 33). Das Pardenner Bödeli bei Klosters galt als Versammlungsort von Hexen; hier führten sie ihre Tänze auf. Sererhard berichtet dazu, daß der in Paris lebende Oheim seines Schwagers einst von einer vornehmen Pariserin gefragt worden sei, was für ein Landsmann er sei; und wie er antwortete, daß er Prättigauer sei, habe sie ihm bekannt, sie sei auch schon dort gewesen, d. h. auf dem Pardenner Bödeli, und zwar vermittelt ihrer „freyen Kunst“; auch habe sie ihm die Namen von verschiedenen Frauen nennen können, die er persönlich kannte. Genau die gleiche Geschichte wird auch von einer Holländerin erzählt (III 19). Auf dieser Alp Pardenm soll auch gelegentlich ein solches Geschrei zu vernehmen sein, daß das Vieh mit großer Schnelligkeit zusammenlaufe und oft schon Sennen erdrückt habe. — Um Sererhards persönliche Stellung zu diesen Dingen zu zeigen, möge die betreffende Stelle wörtlich angeführt werden: „Ich bemerke solches nicht, daß man meynen soll, als möchte ich etwas zu abergläubisch seyn und auf opinionones vulgi zu viel halten, ich weiß wohl, was auf Aberglauben zu bauen und wie fallaces die opinionones vulgi zu seyn pflegen. Die Effekte aber beschriebener Begebenheiten ligen am Tag. Darzu haben auch Anhornius in seiner Magiologia, Bejerus und andere von der Hexerey und Zauberey vieles geschrieben, gar alles wird kaum verwerflich seyn. Ich bemerke es vielmehr zu einer Anmerkung, weil ich mit flug scheinenden Leuthen disputirt, welche behaupten wollen, alles was man von Hexen sage oder schreibe, sey wie eiteles nichts. Die ganze Hexerey bestehe nur in einer Imagination, verrückter Phantasie, Melancholie. Atrabile, wie man an manchen Orten, allwo die Hexerei für eine Frey-Kunst passirt, sonderlich in Frankreich mit dergleichen præjudiciis eingenommen, welche auch andere anderstwo von ihnen imbilibieren. Von diesen Hartglaubigen aber bedunkt mich, sie gehen zu weit, wollte Gott, sie hätten recht und es wären keine Hexen, man hat aber wichtige Ursachen zu glauben, es seye solches Teufels Geschmeißes in diesen und mehrern Landen nur gar zu viel, ja mehr als man weiß und vermeint, oder belehren nicht solches die traurigen Erfahrungen? Da man jährlich bald von einem bald von andern Orten her von seltsammen zauberischen, unheilbaren Vergiftungen, Beschädigungen und Lähmungen an Menschen und Viech, die von den so genannten Hexen herrühren sollen, etwas hören muß und wie gefährlich zu Verführung junger Leuthen was für eine ansteckende Pest diese Teufels-Brut seye, belehren auch

manche traurige Exempel. In Wahrheit, christliche Oberkeiten würden sehr wohl thun, wann sie ihr angegürtetes Schwerdt schärfer wider solche perniciose gefährliche Leuth schneiden ließen, als geschiehet, es würde zum Abbruch des Reichs des Satans und Beförderniß der Ehre Gottes gereichen. Unser Ländlin wurde, das sich in Ansehung der edlen Freyheit glückselig preisen kan, noch glücklicher werden, wann durch oberkeitlichen Eifer eine gute Anzahl der schädlichsten Heken aus dem Kirchen=Aker ausgerottet werden könnten, welches aber nach allen Wünschen eher zu wünschen, als zu hoffen, bis der Herr aller Herren mit der Wurf=Schaufel selbst kommen wird, den Spreuel von dem Waizen zu sündern" (III 20₂—21₁). Man ersieht daraus, wie der Hexenglaube des 17. Jahrhunderts im „aufgeklärten“ 18. Jahrhundert noch nachwirkt.

Auch der Geister= und Gespensterglaube ist zu Sererhard's Zeit noch sehr lebendig: Ein Selbstmörder erscheint in seiner Todesstunde seiner Mutter als Gespenst und jagt sie aus ihrem Haus hinaus (I 7₁). Das Scalera=Lobel bei Chur ist wegen der sich dort aufhaltenden Gespenster verschrien (I 7₃): Man will sie dort gesehen haben, wie sie ihre feuerschnaubenden Pferde zur Schwemme in den Rhein geführt haben; unter den gespenstischen Reitern sollen sich auch Frauen befunden haben. — Oft werden Geisterstimmen gehört (I 14₄; II 34₂; III 19₂); sie gelten als Dmen künftigen Unglücks (III 93—94). — Es kommt auch vor, daß Menschen von Geistern entführt werden: Die Entführung einer Hexe wurde schon erwähnt. Sererhard's Vater will einen im übrigen unbescholtenen Mann, der einst durch Geistergewalt auf einen hohen Felsen entführt wurde, selber noch gekannt haben (I 17—18).

Sererhard's Stellung hiezu ist wieder ganz zwiespältig. Eines=theils möchte er nicht als der angesehen werden, der alle diese Spukgeschichten leichtgläubig hinnimmt: „Nun soll niemand von mir vermeynen, als glaubte ich selbst alles, was man von Gespenstern und Geister Wesen redet oder schreibt, oder Viel auf dergleichen Dinge hielte, das sey fern, dann ich weiß wohl, daß dergleichen Dinge nur Teufelische Verblendungen sind, in die sich kein ehrlicher Mensch richten, oder selbige begreifen kan, sondern dergleichen Dinge anottire ich nur curiositatis gratia, zu zeigen, was die saepius coeca opinio vulgi dieser Ort statuiren.“ Andernteils meint er aber, es müsse doch etwas Wahres an diesen Dingen sein, denn auch die heilige Schrift berichte ja davon; „und wie überzeuglich ist hievon die tägliche Erfahrung der alten und neuesten Zeiten, da man mit Gewißheit höret, wie bald da, bald dort jez gottlosen,

dann auch frommen Menschen von Gestalten und mit mancherley Arten erschreckt, oder auch wohl gar bisweilen beschädiget und verletzt worden seyen. Welcher Vernünftige wollte dann gar alles, was man von Gespenstern erzählet, in Zweifel ziehen es sey dann, daß er sein *cerebrum in calcaneis hätte*“ (I 74—91).

Als Anhang zum Dämonenglauben sollen noch zwei Dinge genannt werden, die sich auf das Verhalten Toter beziehen: Leute, die einmal einen Meineid getan haben, strecken, wenn sie im Grabe liegen, die drei Schwurfinger immer aus dem Boden heraus, und es ist nicht möglich, sie zu verscharren (III 70). — Der Freiherr Donatus von Baz konnte im Sarge keine Ruhe finden. Da habe man den Sarg mit dem Leichnam wieder ausgegraben, ihn auf einen neuen Wagen gelegt und zwei Röhre vorgespannt, die noch nie ein Joch getragen hatten; diese zogen dann den Wagen vor die Kirche zu Churwalden, wo man den Leichnam begrub; von da an habe er sich dann ruhig verhalten (III 82).

Unter dem Kapitel „Volks glauben“ mögen auch einige Angaben über Volksmedizin Erwähnung finden: So werden z. B. die Heilwirkungen der bündnerischen Bäder kurz beschrieben: St. Moritz (I 65—66); Tarasp (I 98—99); Kaltbad bei Waltensburg (II 64); Jenaz (III 30); Bad Ganey (III 40—41); Kaltbad ob Maienfeld (III 68—69); Quell unterhalb Malix (wohl das Bad Passugg? III 86₁). — Fische aus dem See von Obervaz vertreiben den Kindern die Miteffer; man muß sie dazu „Morgens in aller Frühe lebendig auf das Herzgrüblein binden“ (I 31₄). — Die so genannten „Gamsballen“, den Eingeweiden der Gemsen entnommen, besitzen heilkräftige Wirkung: „In Tirol braucht man sie zu magischen Künsten, anderstwo als in den Apotheken als ein Medicin für ein bezoardium, sonderheitlich aber die Geburt zu fördern und zu erleichtern, wie solches in unserm Land manchmal probat erfunden worden“ (I 75). — Heidelbeeren sind ein gutes Heilmittel gegen die „rothe Ruhr“ (II 31₄).

2. Legendäre und sagenhafte Motive.

An Legenden hat der eifrige Protestant Sererhard kein so großes Interesse. Nur bei der Besprechung der Kirche von Casatscha im Bergell (I 49—50) und des Klosters Disentis (II 2) erwähnt er kurz die Legenden von den Heiligen Gaudenz und Placidus. Beides waren Märtyrer, die nach ihrer Enthauptung ihre Köpfe unter den Arm nahmen und dann bis zu der Stelle wanderten, wo sie begraben sein wollten.

Was nun Sagen anbetrifft, so gewährt Sererhard eine ziemlich reiche Ausbeute.

Von einem Gletscher erzählt man sich, er sei einst eine fruchtbare Alp gewesen, die einer Witfrau gehörte. Ein gewalttätiger Mann habe sie ihr widerrechtlich genommen; da habe die Frau sie verflucht und gewünscht, sie soll unfruchtbar werden, und ihr Fluch sei auch in Erfüllung gegangen (II 18): Wir haben hier eines der allerbekanntesten Sagemotive vor uns, das wir in allen Gebirgsgegenden antreffen. — Im Jahre 1618 ist Plurs im Bergell durch einen Bergsturz völlig verschüttet worden. Dabei soll sich folgendes Ereignis zugetragen haben: Ein Prättigauer Säumer kam abends in dieses Dorf, um da abzuladen. Das Leitroß aber stand nicht still, schnaubte heftig und lief davon, sodaß ihm der Säumer wohl oder übel folgen mußte. Und kaum war er außerhalb des Dorfes angelangt, da setzte sich der Berg in Bewegung und deckte das Dorf in ganz kurzer Zeit zu (I 52). — Der Volksmund weiß auch von unterirdischen Gängen; ein solcher soll zwischen einem Männerkloster und einem Frauenkloster bestanden haben, und es knüpft sich eine recht gottlose Geschichte daran (III 81—82). — Mehrmals erwähnt Sererhard einsame Alpenseen, die zu gewissen Zeiten so laut brüllen, daß man es stundenweit hören könne; es bedeute dies meistens Wetterumschlag und Gewitter (II 40; III 11; III 46₃); wenn man in den See auf der Laviner Alp einen Stein hineinwerfe, so entstehe im Verlauf einer Stunde Nebel und bald darauf starker Regen; bei einem der Seen soll das Brüllen von einem Seeungeheuer herrühren (I 82). Sererhard bemüht sich, diese Naturerscheinung auf eine wunderliche, rationalistische Art zu erklären. — Vom Lünner See (im Vorarlbergischen Montafon) geht die Sage, er werde einmal den Damm, der ihn zurückhält, durchbrechen und das darunter befindliche Land bis zum Bodensee verwüsten (III 47₁).

Sehr viele Sagen knüpfen sich natürlich an Schlösser und Schloßruinen und deren verborgene Schätze: Im Schloß Neuenburg bei Untervaz liegt ein Schatz, der sich alljährlich an einem bestimmten Tag auf der Schloßmauer sonnt (I 20). — In Sils im Domleschg munkelte man von einem Schuster, der plötzlich wohlhabend geworden war, er habe in einem Mauerloch des Schlosses Campell einen Schatz gefunden (I 25₂).

Ein im Volke sehr beliebtes Thema ist die Schatzgräberei. Leute, die diese Kunst betreiben, werden oft von traurigen Folgen heimgesucht: Ein Vater und seine drei Töchter, die nach einem

Schatz gegraben hatten, mußten bald darnach sterben (I 14). — Im Tobel zwischen Jennisberg und Wiesen im Davoser Tale soll einst ein Schloß gestanden sein, das einem reichen, gewalttätigen Manne gehörte, der in der Tiefe unten ein Silberbergwerk betrieb. Ein Bergsturz habe dieses Schloß unter sich begraben. Lange Zeit darnach kam einmal ein „fahrender Schüler“ ins Land; er überredete einige Bauern, mit ihm nach dem verschütteten Schatze zu graben. Tief unten sollen sie den Schloßbesitzer und seine Frau in einer ganz silbernen Bettstatt gefunden haben. Auf einem großen eisernen Kasten sei aber ein schwarzer Bock gelegen, der einen solchen Gestank von sich gegeben habe, daß die Schatzgräber fliehen mußten; die meisten von ihnen seien darauf krank geworden, einige auch gestorben (III 72—73). — „Dergleichen Schatzhörtlein, die mit alter Weiber Glauben vermischt, wären noch ein Haufen von alten Schlöffern bezubringen“ (I 20₂). — Die Alp Casanna bei Langwies wurde oft von Silber- und Goldgräbern aufgesucht, besonders von Italienern, unter diesen auch von einem Venezianer (III 96₃—99₁, 104₂—105₁). Einmal machte dort eine Hexe der Gräberei ein Ende: Nur dadurch schon, daß sie in die Grube hinabschaute, fiel diese in sich zusammen, und die darin befindlichen Männer konnten sich kaum mehr retten. Die Kunst des Metallgrabens wurde den Bauern durch einen fahrenden Schüler gelehrt. — In einem Silberbergwerk bei Davos haben „die Berggeister den Bergknappen viel Unkommodität verursacht, etliche verletzet und einem gar den Hals umgedreht“ (III 99₂). — Sererhard fügt diesen Hörtchen hinzu: „Sunt curiosa, attamen non ficta“, und mit Vergil ruft er aus: „Auri sacra fames, quid non mortalia pectora cogit!“ Dann geht er mit diesen Schatzgräbern scharf zu Gericht (III 99₃—104₁). Er verdammt die irdischen Schätze und preist die Schätze des Herzens und des Glaubens, die allein glücklich und selig machen können: „Die mysteria aus der Geister Welt sind unß Menschen unergründlich. Wohl aber dem, der mit satanischen Werken und Künsten nichts zu schafen hat und der mit dem Schildt des Glaubens, mit dem Schwerdt des Geistes, ja mit der ganzen Rüstung Gottes sich so wohl bewafnet, Ephes. 1, daß der böse Feind ihm nichts angewinnen kan. Mit dem Teufel wollen reich werden, ist ein schlimmes Handwerk, belohnet übel. Gott bewahre männiglich vor solcher Begierde. Meines Erachtens sind das die glücklichsten und besten Mineralisten, welche in der unergründlichen Goldgrube des göttlichen Worts immer weiter nachgraben und die Goldkörnlein des Glaubens mühesam und begirrig indefesso labore zusammen suchen,

dann dieses Gold bringt dem, der es hat, unaussprechlichen Nutzen“ (III 99—100).

Sererhard, der die Fabeltiere Einhorn und Phönix dem Namen nach kennt (II 10₅), erwähnt auch einheimische sagenhafte Tiere und Ungeheuer: In manchen Gebirgsseen wohnt eine Art von geflügelten Drachen (I 82₂; III 47), die schon bei Erwähnung des Seebrüllens genannt wurden. — In Seewis sei einst ein Lindwurm erschienen, der einem Krokodil ähnlich gewesen sei (III 106—107). Einen solchen Wurm soll man auch beim Schloß Asperrmont ob Jenins gesehen haben (III 107₁). — Ein Pferd, das von einem Farnen besprungen worden war, brachte einmal ein Füllen zur Welt, „welches gestaltet war wie ein Maultier, doch einen breiten Kopf hatte und um den Schweif auch um etwas einem Rind-Viech gleich sahe, würde also ein bucephalus aus ihm worden sein“ (III 106₁). — Auch der alte Basiliskenglaube wird durch ein Beispiel belegt (III 105—106): Der Hahn eines Prättigauer Bauers legte einst ein Ei und brütete lange darüber; als man es mit Gewalt zerbrach, da verbreitete es einen fürchterlichen Gestank, und man fand darin einen fingerlangen schwarzen Wurm. Sererhard sagt, er habe die Eierschalen selber noch gesehen, und er glaubt, daß es daraus gewiß einen Basilisken gegeben hätte, wäre das Ei nur ganz ausgebrütet worden.

Auch sagenhafte Menschen werden erwähnt. Auf einer zu Malans gehörigen Alp im Calfeisental (Kt. St. Gallen) wurden Funde von riesigen Knochen gemacht, aus denen man auf die einstmalige Existenz eines Riesengeschlechtes schloß (III 60₂). Sererhard wirft dabei die Frage auf, ob man den Sagen von einstigen Riesengeschlechtern Glauben schenken dürfe, ohne aber mit seiner eigenen Ansicht heranzurücken. — In einem Tal bei Furna wohnte einst ein Geschlecht von wilden Männern und Frauen, die „Bozgi“ genannt (III 31—37). Sie seien „den andern Menschen an Gestalt gleich gewesen, doch etwas kürzer und dicker, am ganzen Leib mit Haaren überwachsen, ausgenommen um die Augen oder im Angesicht nicht. Sie seien von ungemeiner Stärke gewesen, und schnell zum Laufen. Die Weiber nannten sie die Waldfänken, oder auch Holzmützen zc. Die sollen so lange Brüst gehabt haben, daß sie solche über die Achseln hinwerfen können.“ Diese Bozgi haben sich den Leuten der Umgegend gelegentlich hilfreich erwiesen; „eine rechte Frau habe einmal einer Wilden in der Geburt beystehen müssen, da habe sie zur Recompens dem äußerlichen Ansehen nach etliche Kohlen in den Schooß bekommen. Als sie nun nacher Haus

kommen, habe sie nicht Kohlen, sondern Goldstücke gehabt *rc. et sex centa similia, risum teneatis amici*". Wie aber die erste Kirchenglocke ins Tal kam, seien sie verschwunden. Sererhard stellt nun lange Betrachtungen darüber an, ob die einstige Existenz eines solchen Geschlechts vernünftigerweise geglaubt werden könne; er kommt zum Resultat, daß es wohl möglich, aber nicht sicher erwiesen sei. Er schließt seine Erörterungen darüber mit dem Wunsche, „daß unter den zahmen Menschen nicht so viele in wilde Männlin und Weiblin degenerieren, dann es dünkt mich, wilde Männlin und Weiblin seyen auf allen Gassen zu sehen und also die alte Rarität in der Erneuerung gar nichts rares mehr“.

Am Schlusse seines Werkes sagt Sererhard, daß er sein Manuscript zwei Freunden zum Lesen gegeben habe. Von dem einen sei er streng getadelt worden, daß er eine solche Menge von einfältigen Hiftörchen und Lappalien in sein Werk habe einfließen lassen. Um aber nicht das Ganze noch einmal umarbeiten zu müssen, habe er alles in seiner ursprünglichen Gestalt gelassen.

Was die Glaubwürdigkeit der von ihm berichteten Dinge anbetrifft, befindet sich Sererhard, wie schon erwähnt, in einer Zwitterstellung. Im Allgemeinen ist er recht leichtgläubig; aus den folgenden Worten ersehen wir aber, daß er sich doch schon bewußt war, daß Dinge, die im Volke von Mund zu Mund überliefert werden, schnell große Wandlungen durchmachen können (III 108): „Was aber *veritates et authoritates rerum* in diesem meinem Werke betrifft, so kann ich als ehrlicher Mann bezeugen, daß ich von oder aus mir selbst nichts erdichtet habe, sondern alles von andern, die gleichwohl auch für ehrliche glaubwürdige Leuth passiren wollen, so wie ich es beschrieben, vernommen habe, und gleichwohl könnten wohl auch an eint- oder anderm Ort leicht etwas Fehler *contra veritatem rei* eingeschlichen seyn, masen die fliegende fama manchmal nur von einem Dorf zum andern variirt und zur Coloration einer Sach Lügen untermischt, die dann von einem Ort zum andern transportirt, für bekannt angenommen und also durch einen Betrieger manche betrogen, danachen werde *veritati rerum* von Zeit zu Zeit weiters bey begebenden Anlässen nachzuforschen mich bemühen und wann dann befinde, daß in einem oder dem andern *contra veritatem* impingiert, werde durch *monitoria* den Inhaber dieser *scriptorum* avisiren oder avisiren lassen, damit diese *errores in loco* corrigirt werden können.“